Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr 195 Bydgoszcz, 27. August Bromberg 1939

Herz, schweig still...

Roman von Rudolf Haas.

(4 Fortsetzung.)

Der Pommer stellt vor: „Frau Irma Balassa aus Fünfkirchen." Sie neigt den Kopf und spricht ein paar verbindliche Worte, ihre dunkle Stimme schwingt ein wenig, ihr Deutsch ist hart, aber fehlerfrei. Jetzt lächelt sie auch und sieht dem großen Mann gerade in die Augen. Es ist ein rätselhaftes Lächeln und ein seltsamer Blick, der heimlich abschätzt, prüft, belauert, nichts verheißt und doch wie hinter einem Schleier lockende Möglichkeiten ahnen läßt.

Der Marhofer fragt, was man eben bei einer ersten Bekanntschaft zu fragen pflegt, und sie beginnt zu plaudern: Ja, es gefällt ihr sehr gut in Villach, sie gedenkt auch noch einige Zeit zu bleiben, denn sie ist ganz unabhängig und von ihrem Mann geschieden. „Wir haben nicht zusammengepaßt, er war nur für seine Bücher und fürs Häusliche wie eine Schnecke, ein Stubengelehrter. Das taugt doch nicht, wenn man jung ist und eine Vollblutmagyarin. Meine Eltern haben ein offenes Haus geführt, immer Gäste bei sich gehabt, und er hat verlangt, ich soll auf einmal wie eine Klosterschwester sein. Köszönöm, dazu bin ich nicht geboren, und überhaupt lebt man nur einmal auf der Welt." Sie reckt die Arme. „O ja, die Welt ist schön, ich möchte sie ganz umarmen!"

„Genügt Ihnen nicht der Teil fürs Ganze?" lacht der Marhofer.

Wieder jener seltsame Blick. „Das käme darauf an, wie der Teil ist! Ganze Männer sind selten." Wie eine spöttische Herausforderung klingt es.

Er nimmt den Handschuh auf. „Der seltene Mann will seltenes Vertrauen, sagt Schiller. Er sagt auch etwas von himmlischen Rosen, das gilt für den andern Teil und ist so abgedroschen wie die scherztreibenden Hyänen. Im übrigen: Dem Mann ist die Welt das Herz, dem Weib ist das Herz die Welt. Jetzt umarmen Sie!"

„Sogleich?" fragt sie.

„Bitte", erwidert er. Herr Jageteuffel wird inne, daß sich hier etwas anspinnen will, und läßt die beiden ritterlich allein.

„Wir wollen lieber zuerst noch einmal das Wasser umarmen, das dämpft!" lacht sie und springt ins Becken. Er hinterdrein. Ehrbar schwimmen sie nebeneinander im Kreis. Grüne Parkbäume spiegeln sich in den reinlichen Wellen, die Sonne glänzt darauf, hohe Berge stehen am blauen Himmelsrand. O ja, die Welt ist zum Umarmen schön!

Sie verlassen das Wasser, Frau Irma rückt mit beiden Händen die Gummihaube zurecht. In dem nassen Badezeug ist sie so gut wie hüllenlos. Auch ihre Augen bergen kaum ein Geheimnis mehr, sie lachen und versprechen. Siegessicher blickt sie ihn an. Doch der eiserne Lude denkt gar nicht an Widerstand. „Wann haben Sie Zeit für mich?" fragt er.

„Immer", antwortet sie.

„Dann hol' ich Sie heute abend ab, wir fahren an den Wörther See in eine Tanzdiele. Einverstanden?"

„Gern", nickt sie.

Wo sind die guten Vorsätze hin?

Ludwig Wiederschwing fährt mit Irma Balassa in einem Lohnkraftwagen durch den Lindenduft der sinkenden Sommernacht zum Wörther See. Er hat sich feingemacht und sieht im dunklen Abendanzug mit dem rotbraunen Gesicht und dem angegrauten Schnurrbart wie ein Oberst im Bürgerkleid aus. In einem lichten Umhang sitzt die schöne Frau dicht neben ihm, und wenn der Wagen eine Biegung nimmt, fühlt er ihre Schulter fest und warm an der seinen. Er spürt den feinen Duft des Haares.

Schlafende Fluren, traumstille Gehöfte, ein kleiner Hügel. Dann liegt das Seebecken unten vor ihnen ausgebreitet. Lichterketten schlingen sich am Ufer hin. Hinter den Felsbergen der Karawanken steigt der Mond herauf, groß und tiefrot. Sie legt die Hand auf seinen Arm: „Das ist schön!"

„Es wird noch schöner werden!" versichert er ernsthaft und küßt sie lachend.

Sie wehrt leicht ab: „Nicht so stürmisch!" Aber ihre Augen lächeln und leuchten.

Am Strand ist zwischen gepflegten Anlagen die Sommerhalle eines Gasthofes hingebaut. Gedämpftes Licht fällt auf weiß gedeckte Tische, Efeuwände bilden einladende Nischen für verliebte Zwiegespräche, vor den großen Glasfenstern dehnt sich weithin der See, und je mehr der Mond an Leuchtkraft zunimmt, desto märchenhafter glänzen die Wellen; wie ein breiter Goldstrom verlieren sie sich in die uferlose, dunkle Ferne.

Musikanten in weißer Matrosenkluft blasen, geigen und singen alte und neue Schlager. Man tanzt. Es sind nicht übertrieben viele Gäste anwesend, denn die Hauptreisezeit hat noch nicht begonnen, und so wirkt der große Raum etwas öd und langweilig. Ludwig Wiederschwing sitzt mit Frau Irma in einer Nische und will vorerst ein wenig heimisch werden. Er erzählt ihr allerhand, doch sie hört nur mit halbem Ohr zu und läßt die Blicke schweifen. Die Musik lockt.

„Sollen wir tanzen?" fragt er. Sie ist sofort dabei, und das Paar fällt auf, er durch seine Größe und das trotz der angegrauten Haare jungenhafte Lachen, sie durch ihre Gestalt und das gewählte Abendkleid, das den Körper wie eine zweite Haut umspannt. Das Muskelspiel des unbedeckten Rückens ist reizvoll. Sie ist die schöne Unbekannte, die der Einbildungskraft und den Zungen Beschäftigung gibt. Beim Walzer kommt der Marhofer allmählich in Schwung. Er führt sicher, und sie paßt sich jeder Wendung augenblicklich an, es ist, als würden die zwei Körper von einem Willen gelenkt. Rückhaltlos überläßt

sie sich dem lustvollen Wechsel der beschwingten Bewegung, die Lippen sind leicht geöffnet, und von den Augen sind alle Schleier gefallen. Er blickt in ihren dunklen Glanz und sieht das Land Eden darin schimmern, und das Gold des Landes ist köstlich.

Da flammt das Lebensfeuer himmelhoch. Unbekümmert um den Ort, läßt er einen Juchzer erschallen, so einen richtigen, derben, rotbäckigen Kirchtagsjuchzer. Sie zuckt ein wenig zusammen bei diesem bauernmäßigen Ausbruch seiner Daseinsfreude, schmiegt sich jedoch nur noch enger an ihn. Das Haupt mit den reichen Haarwellen leicht zurückgebogen, läßt sie sich von ihm halten und drehen und tragen, ihre Lippen dürsten, und ihre Augen lassen nicht von den seinen. Sie tanzen, als wären sie allein im Saal.

Die Stunden eilen, die Musikanten spielen fast ohne Pause. Dem eisernen Lude wird wieder einmal sein Landl zu eng. Mit Lebenslust und Leidenschaft geladen wie ein Kraftspeicher, scheint er Funken zu sprühen, blendend sind seine Einfälle, wie ein blanker Degen blitzt sein Witz. Die Blumenfrau muß ihm einen Kranz aus Rosen flechten, den er seiner Gefährtin aufs Haar setzt. Er bestellt seine Lieblingslieder und singt die Worte dazu. Manchmal singt er auch ohne Begleitung: „Komm, Mädel, setz dich her zu mir, ein Schluck vom Wein, ein Kuß von dir, die taugen meinen Jahren! Und schlingt dein Arm um mich den Kranz, dann springt mein Herz als wie im Tanz bei Trompeten und Fanfaren!"

Man spendet Beifall, verlangt mehr, wird angeregt, die Unterhaltung belebt sich, die Langeweile ist fort. Eine schöne Frau zur Seite, verschwendet Ludwig Wiederschwing sich selbst und fühlt: Das sind wieder einmal heilig-heidnische Stunden, zum Bersten voll angefüllt mit Leben und Freude.

Die Spielleute packen ihre Instrumente zusammen. Der Marhofer begleitet Frau Irma Balassa zum Wagen. Sie fahren heim. Heim? Der Mond nähert sich dem Scheitelpunkt, und jetzt ist die Landschaft mit dem spiegelblanken See und dem silberfüßigen Reigen der Hügel selber zum Land Eden geworden, daselbst der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Die bleiche Felsenwucht der Karawanken lagert hoch darüber wie der Cherubim mit dem bloßen, hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zum Baum des Lebens.

Abseits der Straße schläft ein kleines Gasthaus wie verzaubert in seinem mondbeglänzten Garten. Der Wagen hält . . .

Es ist hellichter Tag, als Ludwig Wiederschwing heimkommt. Die Mina-Muhme zankt diesmal nicht. „Alter Hallodri!" sagt sie nur.

Er nickt ihr lachend zu: „Noch nicht alt genug, um den alten Adam auszuziehen!" Er ist in prächtiger Laune, voll Scherzfreude und Übermut. „Lieb' ist Glück, Lieb' ist Glück!" singt heute die Sense. Die singt nicht, sie jauchzt.

Sonntag nach Tisch spricht Herbert Tillian im Marhof vor, ein breitschultriger, blonder Mensch, an dem alles hell ist: die Augen, das offene Gesicht, die freie Stirn, das treuherzige Wesen. Kreuzbrav und gediegen, das ist der erste Eindruck. Und der zweite: einer, der dem Leben wie ein leichtgläubiges Kind gegenübersteht, weltfremd und unerfahren, einer, der über einen Goldklumpen stolpern könnte, ohne ihn zu sehen, weil gerade das Farbenspiel der Wiese oder der Wolkenzug am Himmel sein Auge fesselt.

Befangen sitzt er in der Kanzlei dem Hausherrn gegenüber, aber dieser findet schon den richtigen Ton, um dem Gast aus der ersten Verlegenheit zu helfen und die Seele aufzuriegeln. „Mein Mädel hat sich mir anvertraut, und gegen eure Heirat hab' ich im allgemeinen nichts einzuwenden. Aber eine wirtschaftliche Grundlage muß vorhanden sein, und wie stellen Sie sich die vor?".

„Herr Wiederschwing", antwortet der Bildhauer, „zuerst müssen Sie mir glauben, daß ich nicht auf eine gute Mitgift aus bin. Ich hätte überhaupt nicht gesprochen, eben weil ich dermalen keine Familie erhalten kann. Doch da ist etwas gewesen, das war stärker als mein Vorsatz. Nun ist es geschehen, die Traude weiß, wie ich ihr zugetan bin, aber an mich binden kann und darf ich sie nicht, denn wie es jetzt um mich steht, weiß ich nicht, ob es mir überhaupt je möglich sein wird, einen Hausstand zu gründen."

Die Antwort gefällt dem Marhofer, bis auf die gute Mitgift, die nur in der Meinung anderer vorhanden ist. „Und wie schaut es mit Ihren Zukunftsplänen aus?" fragt er.

„Traurig, Herr Wiederschwing! Es ist ja was da drin" — er schlägt sich mit dem Knöchel an die Stirn — „das will heraus, will mich von der Hobelbank fortreißen, schreit nach Formung! Aber die Hobelbank läßt nicht los! Denn leider ist das so, daß man zwar mit einer verhungerten Seele leben kann, aber nicht mit einem hungrigen Magen. Und so wird das verfluchte Hungertuch zum Leichentuch! Sssf! Sssf! Die Hobelspäne fallen, und die Hände, die ein lebendiges Kunstwerk gestalten möchten, müssen Schränke anfertigen, und einmal wird eben der Totenschrein für das arme ungeborene Werk darunter sein, denn was da drinnen wochen- und monate- und jahrelang umsonst ans Licht verlangt, muß schließlich verkümmern und absterben. Ein Hundeleben!" Er hält inne, selbst erschrocken über den jähen Ausbruch.

Ludwig Wiederschwing beobachtet ihn teilnehmend. „Und was verlangt ans Licht?" fragt er nach einer Weile.

„Das läßt sich mit Worten kaum sagen, Herr Wiederschwing. Innen seh' ich es klar und greifbar vor mir . . ." Er blickt versonnen ins Leere, spricht leise, wie zu sich selbst: „Ein Schmied, überlebensgroß, den Hammer in beiden Händen, das Reichsschwert schmiedend . . . Ein Gefangener, der soeben seine Ketten gesprengt hat, die zerbrochenen Glieder hängen ihm noch an den Handgelenken: Sinnbild der wiedergewonnenen Wehrfreiheit . . . Am stärksten aber bedrängt mich ein Vorwurf, den ich „Segnungen des Friedens" nennen möchte: Als Sockel eine Halbkugel, die Erde, ein Drittel ist belebt mit Pflügern, Schnittern, Erntetanz, weidenden Herden, spielenden Kindern, säugenden Müttern und allen Mühsalen und Freuden eines gesicherten Bauernstandes; das zweite Drittel soll dem Blühen der Städte, Großbetriebe, Gewerbe und Handwerker, und das letzte Drittel den Wissenschaften, Künsten und Leibesübungen gewidmet sein; im Scheitelpunkt der Halbkugel aber steht, gleichsam über allem schwebend, ein junges Weib . . . Die zum Himmel erhobenen Hände halten den Bogen eines Ölzweiges, und die Menschenliebe im verklärten Antlitz ist nicht von dieser Welt . . ." Er schweigt, und jetzt ist in seinem weltentrückten Blick das Leuchten einer gottbegnadeten Schöpferkraft.

Der Marhofer erhebt sich. „Lassen Sie sich von meinem Mädel Ihre neue Werkstatt zeigen." Verständnislos starrt ihn Herbert Tillian an. „Fragen Sie nicht! Mein

Heimat

Von Hanns Gottschalk

Du bist's, aus deren Tiefen wir getaucht.
Du hast uns deine Seele eingehaucht.

Du formtest uns in deinem Mutterschoß.
Du gabst uns frei und läßt uns nicht mehr los.

Wir atmen dich und stehn in deinem Licht.
Wir sind aus dir und tragen dein Gesicht.

Wir wachsen in dein Wesen erdgefügt hinein.
Wir sind wie du, und anders können wir nicht sein.

Du bist's, aus deren Tiefen wir getaucht.
Du hast uns deine Seele eingehaucht.

Mädel wird Ihnen alles erklären", sagt der Hausherr und verläßt das Zimmer, um seine Tochter hineinzuschicken.

Bald darauf sieht er, wie sie den ganz benommenen Bildhauer an der Hand hinter sich her zum Gartenhaus zieht. Eine Falte auf der Stirn, blickt er ihr sorgenvoll nach. Da ist also der Sepp, der Herbert und dessen Schwester Frieda: drei Kostgänger mehr. Und wer dreien Gutes tut, darf selber auch was Gutes haben: dazu ist Frau Irma Balassa aus Fünfkirchen da. Der Marhofer kann sich das leisten . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Türkenkrieg am Rhein.

Von Alphons von Czibulka.

Seine kurfürstliche Durchlaucht drohten vor Langeweile zu sterben. Es behaupteten zwar die Doctores, von denen es wimmelte im pfälzischen Schlosse wie im Keller von Ratten, daß der Kurfürst an der schwarzen Melancholie gefährlich erkrankt wäre und ihm auch der selige Paracelsus nicht hätte helfen können. Aber da irrten sie sich. Erst gestern hatte er zu seinem Hofnarren und Zwerg gesagt: „Du lieber Himmel, Narr, es ist nicht leicht, seine eigene Großmutter zum Eheweib zu haben!" Dabei hatte er seufzend auf das Bildnis der Mutter seines Vaters gezeigt. Und wirklich glich die alte Frau auf dem Bilde so ziemlich aufs Haar genau der Frau Kurfürstin. Nur die Tracht war ein wenig anders. Denn, als das Bild gemalt worden war, hatte man noch den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland geschlagen.

So wußte der Narr, der auch sah, daß sein Herr nicht nur aus Ärger über sein Hauskreuz so gallig war, sondern sich auch erbärmlich langweilte, es besser als alle Ambassadeurs des Todes — wie er die Quacksalber nannte — warum Seine Gnaden so trübselig dreinsehe. Weil aber der Kurfürst aus Langeweile zu sterben meinte, so wollte er vom Kaiser ein Kommando in Ungarn haben, wo gerade die Türken und die Kaiserlichen aufeinander schlugen und es ihm fröhlicher zuzugehen schien als in seinem pfälzischen Schlosse. Doch die römische Majestät schrieb, auf die Kriegskünste des Pfälzers verzichtend, es möge Seine Liebden sich ja nicht bemühen, und in der Pfalz am Rhein bleiben, wo es gewiß schöner wäre als im wilden Ungarland.

Über diesem Brief, den gerade zur Tafel ein Kurier aus Wien gebracht, saß der Kurfürst nun schon seit dem frühen Nachmittage seufzend auf der Terrasse seines Schlosses. Ihm gegenüber hockte der Hofnarr auf der marmornen Brüstung. Unter der Allongeperücke, die seinen Buckel ein wenig verdeckte, und in dem scharlachroten seidenen Kleide, das ihm sein Herr, als dieser noch einen Spaß verstanden, ganz nach seiner eigenen Staatsrobe hatte schneiden lassen. Mit kleinen gläsernen Kugeln spielend, dachte der Narr, getreu seinen Pflichten, nach, wie er den Landesvater wohl zum Lachen bringen könnte. Da reichte ihm der Kurfürst den Brief. Als der Narr das Schreiben gelesen, ließ er es hinunter in das Wasserbecken flattern, um das steinerne Nymphen und Faune ihr Wesen trieben, und sprach, da er die Freiheit besaß, kecke Reden zu führen: „Kurfürstliche Durchlaucht und großmächtiger Kaiser der Pfalz, gräme dich nicht! Denn dies war ein Wisch! Und wenn der römische Kaiser uns die Lorbeeren mißgönnt, die du und ich ohne Zweifel aus dem Ungarland heimgetragen hätten, so bist du doch hier in der Pfalz der Herr. Was brauchen wir den Kaiser zu einem Türkenkrieg, was brauchen wir Mohren und Heiden dazu? Und auch an schönen Weibern fehlts, wie ich zu wissen glaube, nicht in der Pfalz."

So schwätzte der Zwerg, indes der Kurfürst seufzte, und knurrte noch lange krächzend wie die bunten Papageienvögel, die aus den Heidenländern kamen, von den Steingeländern herunter, bis die Bäume, die Nymphen und die Faune schon lange Schatten auf die Sandwege warfen, der Kurfürst sich lachend erhob, dem Narren auf den Buckel schlug und rief: „Zwerg, du bist bei Gott ein Juwel!"

Vier Wochen darauf glich das schöne Städtchen Eichelsheim am Rhein, die Hügel davor und die Hänge am Strom einem mächtigen Kriegslager. Über die Mauern und Wälle hoben sich schwarz die Mäuler der Stücke und blitzten und krachten in die Weinhügel hinaus, aus denen donnernd aus mächtigen Schanzen die Antwort kam.

Weil der Kurfürst sich nicht im wirklichen Türkenkrieg seine Langweile vertreiben durfte, so hatte er, wie der Narr es ihm geraten, das junge pfälzische Mannsvolk in kaiserliche Monturen und türkische Kleider gesteckt, den einen Teil, seine Türken, hinter die Mauern von Eichelsheim gestellt, das er nun Negroponte nannte, und die in des Kaisers Rock als Belagerer davor gelegt. Er selbst aber wollte als Großwesir mit dem Rest seiner Osmanen zu guter Stunde zum Entsatz heranziehen und das christliche Heer — um den römischen Kaiser zu Wien gehörig zu ärgern — vor der Festung aufs Haupt schlagen.

Aber auch aus dem Grunde hatte er für sich die Rolle des Großwesirs gewählt, weil dieser oberste Würdenträger der Pforte mit einem erlesenen Harem in den Krieg zu ziehen pflegte. Und weil er meinte, daß auch der Frau Kurfürstin ein wenig Ärger unmöglich schaden konnte, so wurden für den Harem die schönsten Mädchen und Frauen des Landes befohlen. Doch ging dabei alles in Ehren und manierlich zu, weil er, wie der Kurfürst den ängstlichen Vätern und Gatten sagte, doch kein Franzose oder wirklicher Türke wäre. Auch hatte er diese Gatten und Väter, um sie nicht zu bekümmern, zu Paschas und Wesiren oder gar zu Haremswächtern gemacht. Also, daß manche biederen Pfälzer, die sonst Bäcker oder Wirte, Schuster oder Schneider waren, nun als Heidenfürsten und Mohrenkönige, als Türkengenerale mit Roßschweifen und Turbanen um ihn waren, der selbst in einem so schönen gelbseidenen und mit Edelsteinen besetzten Gewande, unter einem Turban mit einem großen Rubin umherlief, daß der wirkliche Großwesir ihn um seine Pracht beneidet hätte.

Für seine Person erwartete er sich von diesem Harem freilich einen kleinen Vorteil. Deshalb hatte er auch die schöne Tochter eines Ratsherrn, Liselotte mit Namen, Fatima getauft, und zu seiner Favoritin ernannt. Aber auch das wieder in Ehren. Nur hoffte er, es würde das Herz des Fräuleins, das von dem Kurfürsten und Großwesir nichts wissen wollte, durch das lange Zusammensein am Ende doch für ihn entbrennen. Denn, wie es sich für einen Großwesir gehört, war das seidene Haremszelt an sein eigenes Kriegszelt angebaut, das sich prunkvoll zwischen den beiden Weinhügeln erhob und jenem nachgebildet war, das der Kara Mustapha einst vor Wien zurückgelassen hatte.

Drei Wochen krachten nun schon, natürlich ohne Kugeln, die Stücke hüben und drüben, rannten die als Kaiserliche kostümierten Pfälzer mit Geschrei und Vivatrufen Sturm und ließen auch die Feuerfrösche — das waren die Minen — an den Mauern knallen. Konnten aber Eichelsheim oder vielmehr Negroponte nicht nehmen, weil ihnen die kurpfälzischen Türken eiskaltes Brunnenwasser aus Kübeln auf die tapferen Häupter gossen. Da aber alles ein Ende haben muß, so fand es der Kurfürst an der Zeit, nun als Großwesir mit seinem kleinen Heer, das bisher bei Wein und Würsten, Gebratenem und Geschmortem dem mörderischen Kampf zugesehen, zum Entsatz heranzurücken. Damit es aber einen rechten Spaß dabei gäbe, ließ er in das Lager der Kaiserlichen sagen, daß er morgen früh zum Angriff schreiten werde, und man sich nur tüchtig gegen ihn wehren solle. Und wenn dabei ein wenig geprügelt würde, und es sonst auch recht kriegsmäßig herginge, so solle das nichts schaden. Er pardoniere alles im voraus. Nur Mord und Totschlag dürfe es nicht geben.

Nun war in dem Heer, das das kaiserliche vorstellte und vor „Negroponte" lag, ein junger Magister der Studenten, der in diesem Türkenkrieg am Rhein als Obrist die Reiterei der Kaiserlichen anführte. Als der von dem Befehl des Kurfürsten hörte und von der Freiheit, die man sich nehmen dürfe, meinte er, daß für ihn das Reiterführen nun die Stunde gekommen wäre, dem heranziehenden Großwesir nach Reiterart Abbruch zu tun. Und weil er wußte, daß ein Türke sich über nichts so sehr ärgere, als wenn man ihm seine Weiber entführte, so beschloß er, den Harem zu rauben. Um so mehr, als die schöne Fatima, die gegen den Landesvater so spröde tat, seine Liebste war. Nur wollte der alte Ratsherr, ihr Vater, von dem armen Magister nichts wissen. Diesem aber schien es, als wäre hier eine Gelegenheit, mit seinem Mädchen länger beisammen sein zu können als sonst unter teuflischen Listen, das Viertelstündchen des Abends am Stadttore oder am Brunnen.

Mit seinen Majoren und anderen Offizieren, die Magister wie er oder Studenten waren, und von denen mancher

drüben im Harem des Türken einen Schatz hatte, und die, die keinen besaßen, sich durch den Überfall einen solchen zu holen gedachten, war er bald einig. So brauste auch schon in der kommenden Nacht, eben hatten die Turmuhren von Eichelsheim-Negroponte eins geschlagen, ein Reiterangriff der Kaiserlichen in das Lager der Türken. Mit Viktoriarufen fielen sie über das Haremszelt her, und ehe die Väter und Gatten, also die Paschas und Wesire, sich noch richtig zur Wehr setzten, hatte schon der Magister seine Liselotte und ein jeder der Reiter eine Sultansfrau vor sich im Sattel sitzen, und das tapfere Fähnlein verschwand mit Hufschlag und Rasseln im Dunkel der Nacht. Weil es aber die Kaiserlichen so genau nicht genommen, und auch die Gattinnen der türkischen Würdenträger mit unter den Geraubten waren, so hatte der Großwesir noch in der Nacht eine Palastrevolution zu bestehen. Weshalb er sich entschließen mußte, schon am frühen Morgen, ehe er die Schlacht noch gewagt, den Frieden zu verkünden.

Da es aber bei Friedensschlüssen manchmal geschieht, daß jedem gehört, was er erobert, und ja ohnedies — wie der Hofnarr meinte — der status quo mutmaßlich nicht gänzlich wiederherzustellen wäre, so entschied Seine Durchlaucht, die vor Lachen barst, obwohl seine Fatima mit unter den Geraubten war, daß die Gattinnen der Wesire und Paschas diesen wohl zurückzustellen wären, von den Mädchen aber eine jede, wenn sie es wolle, bei ihrem Reiter bleiben könne.

So marschierten noch am Vormittag die Paare, der Obrist und Magister mit seiner Fatima die nun doch eine Liselotte blieb, voran, durch die Gassen der Heere, die mit Fahnen und Standarten, Halbmond und Roßschweifen Spalier standen, zum Feldaltar. Indes die Janitscharenmusik rasselte und schmetterte, die Regimentsspielleute der Kaiserlichen trommelten und bliesen, und von den Wällen von Negroponte, das wieder Eichelsheim hieß, die Festungsstücke Vivat und Viktoria schossen.

Die Probepredigt.

Das war in einem Kirchdorf in Pommern um die Jahrhundertwende. Da war der alte Pfarrer gestorben, und die Gemeinde hatte zwei Pfarramtskandidaten eingeladen, am Kirchweihsonntag in der Kirche ihre Probepredigten zu halten. Am Sonnabend kamen die beiden Herren mit dem Nachmittagszug in dem Dorf an und begaben sich ins Wirtshaus, wo sie übernachteten.

Ein Zufall wollte es, daß die beiden Gäste zwei nebeneinanderliegende Zimmer erhielten. Und als nun der Kandidat Bröficke sein Tagebuch hervorholte, um die darin ausgearbeitete Predigt zu überlesen, da begab es sich, daß im Nebenzimmer der Kandidat Brettschneider gleichfalls ans Werk ging und seine Predigt mit lauter Stimme aufzusagen begann. Das störte Herrn Bröficke zuerst mächtig, dann aber hörte er aufmerksamer zu und merkte, daß die Predigt des anderen weit besser und gediegener war als seine eigene. Da er nun in der kurzen Zeit nicht eine bessere verfassen konnte, dafür aber ein außerordentlich gutes Gedächtnis besaß, beschloß er, die Predigt seines Nachbarn mitzulernen und sie dann selbst zu halten. Dieser Plan schien ihm durchaus aussichtsvoll, da er die Kanzel als erster besteigen sollte. Nachdem der Kandidat die halbe Nacht seinem emsig lernenden Amtsbruder gelauscht hatte, beherrschte er die Brettschneidersche Predigt vollkommen und ging zufrieden zu Bett.

Am Sonntag war die Dorfgemeinde in der Kirche versammelt. Der Kandidat Bröficke bestieg die Kanzel und begann zu predigen. Schon nach den ersten Sätzen merkte Brettschneider, was geschehen war. Verzweifelt saß er auf seinem Platz und sann nach einem Ausweg. Die Bauern aber hörten dem Kandidaten Bröficke andächtig zu und waren sehr erbaut von seiner schönen Predigt. Als er geendet hatte, ging ein Flüstern durch die Bankreihen: „Dat war 'ne Predigt! De kann wat!"

Da trat Brettschneider auf die Kanzel. „Liebe Gemeinde" sprach er in das erwartungsvolle Schweigen hinein, „wir haben eben eine so schöne Predigt gehört, daß ich nichts Besseres tun kann, als dieselbe noch einmal zu halten!"

Die Gemeinde war verwundert; aber als nun der Kandidat die Predigt seines Vorgängers Wort für Wort wiederholte, ja, sie infolge seiner größeren Sicherheit noch viel eindringlicher und zu Herzen gehender vortrug, da saßen alle starr vor Staunen und Bewunderung. So etwas hatten die Bauern noch nie erlebt. „Dunnerdusend!" wisperte der Schulze dem Kantor zu, „dat is 'n Kerl! De mut Paster bi uns sin!"

Und also geschah es dann auch nach einstimmigem Beschluß der Gemeinde: Der Kandidat Brettschneider wurde „in Ansehung seiner großen Begabung im Predigthalten und seiner gewaltigen Gedächtniskraft" zum Pfarrer gewählt, während Herr Bröficke betrübt heimreiste. foe.

Bunte Chronik

Klavierkonzert im Gerichtssaal.

Ein Hausbesitzer in Le Havre vermietete an ein junges Mädchen ein Zimmer. Der Hausbesitzer war musikalisch und das junge Mädchen war es auch. Jedenfalls behauptete die Mieterin das. Täglich spielte sie mehrere Stunden lang Klavier. Um auch andere Menschen an ihren musikalischen Darbietungen teilhaben zu lassen, spielte sie bei offenem Fenster. Hieraus ergab sich ein Konflikt.

Der Hausbesitzer behauptete, daß die Klavierspielerin völlig unmusikalisch sei. Dasselbe behauptete diese von dem Hausbesitzer. Aus dem täglichen Streit wurde ein Prozeß. Dem Richter fiel die Entscheidung schwer. Um gerecht zu urteilen, ließ er ein Klavier in den Gerichtssaal bringen. Die Dame spielte ihr Lieblingsstück vor. Schon nach den ersten Takten unterbrach der Richter das Klavierspiel und fällte das Urteil. Dem Hausbesitzer wurde das Recht zugesprochen, seiner Mieterin fristlos zu kündigen, wenn sie noch einmal bei offenem Fenster spielte.

Unerkanntes Talent.

Das „Krollsche Etablissement" in Berlin wurde um das Jahr 1850 von Joseph Engel geleitet, dem bei seinen Arbeiten — namentlich bei den schriftlichen — ein junger Sekretär namens Brachvogel zur Seite stand. Einige Jahre später war der junge Mann überall bekannt: sein „Narziß", der im Schauspielhaus aufgeführt wurde, hatte einen geradezu sensationellen Erfolg eingebracht. Engel wurde natürlich gefragt, warum er sich eine solche Begabung, nach denen er doch ständig auf der Suche sei, habe entwischen lassen. Engel seufzte traurig. „Ach", sagte er, „zu meiner Zeit war von dieser Begabung noch nichts zu merken. Wenn ich nur daran denke, wie schlecht er die Speisekarten abgeschrieben hat!"

Lustige Ecke

Besser ist besser.

„Sie haben doch nichts dagegen, Herr Müller, daß ich meinen kleinen Bruder mitgenommen habe?"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.